

Nachweis, daß die Erforschung der amerikanischen *Materia medica*, ihre Systematisierung, die Rezeption indigener Heilmittel und -methoden sowie die Anwendung der Arzneien zugunsten der Einheimischen Teil des Missionsunternehmens war, so daß Wissenschaft und Heilpraxis keineswegs im Gegensatz zum missionarischen Auftrag standen, sondern integrales Moment seiner Durchführung waren. Daß noch viel zu erforschen bleibt, erwähnt die Verf. selbst, wenn sie am Schluß ihrer Arbeit die Jesuiten Cristóbal de Acuña, Jakob Baegert, Miguel de Barco, Martin Dobrizhoffer, Thomas Falkner, Pedro Lozano, Florian Paucke, José Sánchez Labrador und Miguel de Venegas (418) nennt.

M. SIEVERNICH S. J.

MÜLLER, MICHAEL: *Die Entwicklung des höheren Bildungswesens der französischen Jesuiten im 18. Jahrhundert bis zur Aufhebung 1762–1764*. Mit besonderer Berücksichtigung der Kollegien von Paris und Moulins (Mainzer Studien zur Neueren Geschichte; Bd. 4). Frankfurt a. M. [u. a.]: Peter Lang 2000. 526 S. (392 S. Text), ISBN 3-631-36088-6.

Als einer der Gründe, die in der zweiten Hälfte des 18. Jhdts. zur Kampagne gegen die Gesellschaft Jesu und schließlich zu ihrer Unterdrückung und Aufhebung führten, gilt gewöhnlich die Antiquiertheit des jesuitischen Bildungssystems. Dazu gehört im Schulunterricht die einseitig lateinisch-klassische Bildung, die Nichtberücksichtigung der Muttersprache, der modernen Fremdsprachen, der Geschichte und der Naturwissenschaften; in der philosophisch-theologischen Ausbildung rechnet man dazu die einseitig scholastisch-systematische Formung und den Widerstand gegen stärker historisch-positive und pastorale Orientierungen. Bildungsinhalte, die gerade der heraufziehenden (keineswegs von vornherein christentums- und kirchenfeindlichen) Aufklärung entsprachen, seien so nicht genügend berücksichtigt worden. Speziell in Frankreich gelten die – von vornherein mehr national orientierten – französischen Oratorianer als in ihren Schulen „moderner“.

Stimmt dieses Bild? Stimmt es, daß das SJ-Bildungssystem und speziell der Schulunterricht in einer Krise steckte? Diese Fragestellung bildet zwar nicht ausschließlich, aber doch wesentlich das leitende Interesse der vorliegenden Arbeit, die als Doktor-dissertation bei Prof. Peter Claus Hartmann (Mainz) vorgelegt wurde. Ihr Gegenstand ist zunächst sehr weit gespannt. Vor der staatlichen Unterdrückung des Ordens ab 1762 befanden sich 91 (von weltweit 750) Jesuitenkollegien in Frankreich; und fast die Hälfte der in Frankreich wirkenden Jesuiten (1434 von 3049) standen damals befristet oder dauernd im Lehramt (17). Wengleich dieser weite Rahmen nie aufgegeben wird, legt doch die Unmöglichkeit einer flächendeckenden Untersuchung eine exemplarische Schwerpunktsetzung nahe, die sich als glücklich und gut begründet erweist. Es wurden dazu zwei Kollegien, beide aus der Pariser Provinz („Francia“) ausgewählt: einerseits das große, berühmte und traditionsreiche Pariser Kolleg Louis-le-Grand (LLG), auch (nach dem Gebäude) genannt „Collège Clermont“, und das kleine internatslose Provinzkolleg in Moulins. Zeitlich wird der Hauptakzent auf die Zeit ab 1745 gelegt.

Sehr ausführlich, vielleicht manchmal zu breit, wird in 2. und 3. (55–169) der organisatorische und personelle Rahmen der französischen Assistenz, der Pariser Provinz und der Jesuitenhäuser in Paris und Moulins dargelegt. Von speziellem Interesse dürfte dabei die Herkunft der SJ-Novizen der Pariser Provinz in der Mitte des 18. Jhdts. (1745–1761) sein: über die Hälfte der aus dem Provinzgebiet selbst stammenden Novizen kamen aus der Bretagne, dann auch viele aus der Normandie, enttäuschend wenig (nur 6 von 242) aus Paris und der Ile-de-France (139, 141f.).

Es folgt (unter 4., 169–384) der eigentliche Hauptteil, der Strukturvergleich zwischen dem Pariser LLG und Moulins. In finanzieller Hinsicht, wo sich ja bei vielen SJ-Kollegien seit etwa 1700 durch die gewandelten wirtschaftlichen Verhältnisse Engpässe zeigten, hielt sich das LLG, durch königliche Stiftungen unter Louis XIV gut situiert, die ganze Zeit auf hohem Niveau (198). Anders Moulins, dessen Haushalt immer prekär, wenn auch bis zuletzt ausgeglichen war (213). – Eklatant, wie nicht anders zu erwarten, sind die Unterschiede in den Bibliotheken und in der Schülerzahl.

Wie verhält es sich nun mit der Berücksichtigung der französischen Muttersprache einerseits, des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts andererseits? Diese nach der Anknüpfung eigentlich zentrale und leitende Frage wird nur auf 26 Seiten (286–312) behandelt. Grob gesagt, vermag das Ergebnis nur marginal die gängige These zu modifizieren. Latein war und blieb bekanntlich in den Jesuitenkollegien die Unterrichtssprache und auch bis zum 18. Jhd. die Freizeitsprache der Schüler. Nur langsam und auch nicht ohne Widerstände (293) konnte das Französische sich einen gewissen Platz erobern, so in französischen Theaterstücken, Studien von Jesuiten zu französischen Autoren, vor allem jedoch in Bemühungen, das Französische stilistisch vom Latein her zu durchformen. Insgesamt hatten hier, freilich mehr oder weniger widerwillig, schon vor 1762 Entwicklungen eingesetzt, die sich nach Übergang der SJ-Kollegien in andere Hände rasant beschleunigten (295f.). „Die wohlbegründete Hypothese, daß diese schon vor 1762 deutlich erkennbaren Tendenzen einer stärkeren Würdigung und Förderung des muttersprachlichen Bildungsgedankens ohne die Aufhebung der Ordenskollegien doch noch zu einer zeitgemäßerer Unterrichtskonzeption geführt hätten, bleibt freilich unbeweisbar“ (297). – Deutlich positiver sieht es speziell im LLG mit den Naturwissenschaften aus. Wurden zunächst auf den SJ-Kollegien Mathematik und Physik als Unterdisziplinen der (aristotelischen) Philosophie gepflegt und (im Unterschied zu den mehr cartesianisch orientierten Oratorianern) das von Kopernikus, Galilei, Kepler, Newton und Descartes geprägte moderne naturwissenschaftliche Weltbild anfangs nicht berücksichtigt (307), so erfolgte dann doch eine vorsichtige Öffnung. Gerade in der Experimentalphysik war das LGG (freilich nicht das zurückgebliebenere Moulins) auf der Höhe und brauchte den Vergleich mit den Oratorianern nicht zu scheuen (311f.).

Noch in einer bedeutenden wissenschaftlichen Publikation von Chaunu von 1998 wird die These vom religiösen Niedergang im LLG im 18. Jhd. verfochten (zumal auch Voltaire zu seinen Schülern zählte). Der Autor untersucht die Frage vor allem an den Marianischen Kongregationen. Ein gravierendes Faktum scheint auf den ersten Blick die gängige These zu unterstützen: der dramatische Rückgang der Pariser Schülerkongregation in geistlichen Berufen auf weniger als 2 % (355f.). Zweifellos handelt es sich hier um ein Indiz einer deutlichen Akzentverschiebung hin zu „weltlichem“ Leben, speziell im Adelpensionat. Dennoch hält der Autor hier die Chaunu-These für zu einfach, vermag jedoch m. E. auch nicht ganz zu überzeugen (357: „Mit der Öffnung für externe Schüler und Pensionnaires verlor das Jesuitenkolleg den Charakter einer reinen Ordensschule, gewann aber immensen Einfluß auf die Erziehung des Adels und Bürgertums, eine Entwicklung, die die Jesuiten gewollt und angestrebt haben. Daß darunter die Nachwuchsrekrutierung litt, war wohl der Preis, der dafür zu zahlen war“). – Ganz anders war die Situation in Moulins, das viel stärker von traditioneller Frömmigkeit geprägt war und blieb.

Das folgende Kapitel über die Schuldisziplin (4.4.6: 362–384) enthält weniger Spezifisches und eher eine (durchaus treffende) allgemeine Gesamtdarstellung der SJ-Prinzipien. Interessant ist dabei die Feststellung, daß im 18. Jhd. unter veränderten Bedingungen und in Konfrontation mit anderen Ordnungsvorstellungen die bisherigen Normen, da man sie aus einer festen Ordnungsvorstellung christlicher Erziehung ableitete, nicht modifiziert wurden, freilich pragmatisch und flexibel angewandt wurden, etwa indem widerwärtlich und *ad experimentum* Freiräume eröffnet wurden (381).

Die „Krise“ des Jesuitenordens und speziell seiner Erziehung in der Mitte des 18. Jhdts. ist, wie der Autor ausführt, primär in der objektiven Entfremdung gegenüber seiner kulturellen und sozialen Umwelt zu sehen (384). Immerhin: Es gab nicht „das“ Jesuitenkolleg (386); differenzierte Betrachtung ist erforderlich. In wirtschaftlicher Hinsicht gerieten gerade die Kleinkollegien infolge des (ordensrechtlich vorgeschriebenen, erst im 19. Jhd. aufgeweichten) Gratuitätsprinzips in die Krise. Ein „Rückzug aus der Fläche“, der sich aus heutiger Sicht als hypothetische Lösung darbieten würde, hätte jedoch die Jesuiten ihres Nachwuchses beraubt, der nicht aus der Hauptstadt und nicht aus den Großkollegien kam.

Die auf eine reiche Quellen- und Literaturbenutzung gestützte Arbeit vermag gewiß im historischen Gesamtbild nur Farbnuancen zu setzen. Die Feststellung, daß die „Rückschrittlichkeit“ des jesuitischen Bildungssystems im 18. Jhd. örtlich und zeitlich

zu modifizieren ist, gilt sicher auch für Deutschland; besonders das Kölner Tricoronatum bietet seit Beginn des 18. Jhdts. ein Beispiel intensiver Bildungsreform. Bedauerlich ist freilich, daß der Autor nicht neben der Muttersprache und den Naturwissenschaften auf das dritte Fach eingeht, das ebenfalls die Aufklärung neu gewichtete und auch einzelne fortschrittliche Jesuitenkollegien (wie das Kölner Tricoronatum) als eigenes Fach einführten: den Geschichtsunterricht. Wie stand es damit in Paris und Moulins? – Ein gravierender Fehler unterläuft dem sonst über die Ordensstruktur sehr gut informierten Autor, wenn er schreibt, die französischen Jesuiten seien vom französischen Assistenten „regiert“ worden (65), bzw. (hier einer freilich mißverständlichen Formulierung aus Kochs Jesuitenlexikon folgend) die Assistenz sei „die höchste Verwaltungsebene nach dem Generalobern“ (69). Die Assistenten waren und sind keine Obern, sondern Regionalberater des Generals; und auch dies unterscheidet sie von der von Louis XIV und Louis XV projektierten Stellung eines französischen Generalvikars. Auch wurden sie nicht einfach vom General „ernannt“ (66, 67), bzw. nur im Falle von Tod oder sonstigem Ausscheiden vor der nächsten Generalkongregation, sonst von letzterer gewählt. KL. SCHATZ S. J.

KÖHN, JOACHIM: *Beobachter des Vatikanum I*. Die römischen Tagebücher des P. Georg Ulber OSB (Quellen und Studien zur neueren Theologiegeschichte; 4). Regensburg: Pustet 2000. 243 S., Ill., ISBN 3-7917-17049-X.

Wiederum ist, diesmal aus dem Klosterarchiv von Einsiedeln, ein neues Konzilstagebuch vom 1. Vatikanum aufgetaucht. Es stammt von dem dortigen Pater Ulber, theologischem Lehrer an der Stiftshochschule, der als Theologe seinen Abt Heinrich Schmid (der als Abtpräses der Schweizer Benediktinerkongregation im Konzil Sitz und Stimme hatte) in Rom beriet.

Historisch dürfte der Hauptwert der Publikation in der besseren Kenntnis des „benediktinischen“ Umfelds auf dem 1. Vatikanum liegen. In der sehr ausführlichen Einführung des Herausgebers (11–80), in welcher Quellenwert, historischer Ertrag, aber auch die sehr interessanten Eindrücke von Stadt, Volk und Alltag Roms erläutert werden, sowie in den Anmerkungen zum Text des Tagebuches selbst, werden dabei auch andere Einsiedler Quellen ausgewertet: vor allem die Aufzeichnungen von Abt Schmid, Briefe Schmidts und Ulbers sowie die Tagebuch-Aufzeichnungen des in Einsiedeln gebliebenen P. Gall Morel. Ein wesentliches Interesse lag – für die erwarteten Ordensdekrete – in der Verteidigung der (nicht zuletzt förderativen) Eigenart der monastischen Orden, für die man bei der Mehrheit der Prälaten wenig Verständnis voraussetzte. In der die Väter spaltenden Unfehlbarkeitsfrage läuft die Gesamttenenz der Einsiedler Benediktiner auf Ausgleich und Vermittlung hinaus (65–68).

Insgesamt bestätigt das Tagebuch Ulbers den Eindruck, den auch sonst die Dokumente der „gemäßigten Mitte“ wiedergeben: nämlich die außerkonziliare Polarisierung und speziell die öffentlichen Angriffe der „Anti-Infaliblisten“ als wichtigen Faktor der konziliaren Mehrheitsbildung für die Definition. Zu Beginn des Konzils ist Ulber aus Furcht vor Polarisierung gegen Vorlage der päpstlichen Unfehlbarkeit (37, 147, 159). Die außer-konziliare Bekämpfung der Lehre bringt ihn dann bis März 1870 dazu, die Frage der „Opportunität“ für überwunden und eine konziliare Entscheidung für unumgänglich zu halten: so halten über die Opportunitätsfrage diskutierte, „drischt leeres Stroh“; jetzt komme es nur noch auf die Modalität der Definition an (39–43, 232, 237 f., 240, 299, 315, 321, 364). In dieser letzteren Hinsicht bemüht er (und Abt Schmid) sich um Ausgleich mit der Minorität und bekämpft extreme Auffassungen einer „infalibilitas personalis“; letztere allein werden nach ihm durch die Einwände und speziell die historischen Gegenargumente der Minorität getroffen und widerlegt (274, 275, 320). Empfindet er keine Sympathien für „Janus“ und die Döllinger-Anhänger, so spart er dann auch nicht an scharfen und bitteren Bemerkungen gegen Infaliblisten, wo diese die Fairness gegenüber der Minorität verletzen, so zu der Rede von Valerga am 31.5. (342) und den Schriften der Jesuiten Antonio Ballerini (366) und Steccanella (368 f.). In sehr hohem Kurs steht bei ihm der Mainzer Bischof Ketteler (66 f., 157, 240 f.). Bis zuletzt hofft er auf ein Einlenken der Minorität, vor allem aufgrund der Konzessionen in